

In den letzten beiden Heimatblättern war, im Zusammenhang mit unserem Ernte- und Bauernfest, die Rede von Winklers Gut, bei uns in Bräunsdorf auch "Kutschers" genannt. Dabei erwähnte ich auch, dass dieser Beiname daher kommt, dass der jeweilige Eigentümer dieses Bauerngutes früher verpflichtet war, dem nahegelegenen Rittergut Fuhrwerksdienste zu leisten, also zu kutschieren. So ist es naheliegend, auch einmal vom Rittergut zu berichten.

Dabei soll und kann es nicht um eine umfassende geschichtliche Darstellung gehen. Hier hat bereits der Oberfrohaer Lehrer und Heimatforscher Horst Strohbach mit der 1935 erschienenen Chronik und dem 1939 fertiggestellten Dorfbuch von Bräunsdorf hervorragende Arbeit geleistet. Er plante auch eine Chronik nur über das Rittergut. Dazu ist es aber nicht mehr gekommen, auch nach dem Krieg nicht, denn die politische Entwicklung ging auch am Rittergut nicht vorüber. Auch wurde damals auf Begriffe wie Heimat und Heimatgeschichte nicht sonderlich viel Wert gelegt.

Es soll hier einmal dargestellt werden, wie sich das Rittergut in den Ort einfügte und welche Rolle es im Ort spielte, auch wie es vom „Rittergut“ zur „Bodenreform“ kam, also wie es nach dem Krieg weiterging; auch was aus denen geworden ist, denen es gehörte. Wieso dieses Anwesen überhaupt als Rittergut bezeichnet wird, ist sicher nicht restlos klärbar. Bekannt ist, dass es sich um ein sogenanntes Vorwerk des Rittergutes Kaufungen handelte und deshalb hat vielleicht der Name „Rittergut“ in Bräunsdorf Fuß gefasst.

So, wie sich das Rittergutsgelände, einst ein Anwesen von 64 ha, heute darstellt, hat es früher nicht ausgesehen. Die über das Gelände verteilten Neubauernhäuser sind erst nach dem Krieg entstanden, ebenso die Wohnungen, die sich in den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden befinden. Auch fehlt das einstige Wohnhaus, das mit den jetzt noch stehenden ehemaligen Wirtschaftsgebäudes einen harmonischen Vierseithof bildete. Es wurde im Zuge der Enteignung 1948 abgerissen. Aber davon später. Begeben wir uns zunächst einmal zurück in das Jahr 1868:

In diesem Jahr brannte das gesamte Rittergut durch Blitzschlag ab. Es wurde wieder aufgebaut, aber nicht in der alten Form. 1897 wurde es dann an einen Herrn Heinrich Curt Heing verkauft. Interessant ist, dass der jeweilige Rittergutsbesitzer auch das sogenannte Patronatsrecht innehatte. Damit verband sich das Recht auf Sitz und Stimme im Gemeinderat, aber auch die Pflicht, jedes Jahr einen Beitrag zum Erhalt der Kirche zu leisten.



„Schäferel Vorwerk altes Rittergut Bräunsdorf.“

In die Zeit des Eisenbahnbaues in unserer Gegend fällt eine Anekdote, die zwar nicht direkt mit dem Rittergut zu tun hat, aber ein bisschen doch, und eigentlich mehr zum Schmunzeln ist: Als es darum

ging, ob auch Bräunsdorf an eine eventuell zu bauende Eisenbahnlinie angeschlossen werden sollte, gab es Stimmen, die sagten, Bräunsdorf habe ja schon Bahnanschluss, nämlich an der Mulde, wo die Muldentalbahnstrecke hinter der Holzmühle über eine zum Rittergut gehörende Wiese führte.

Wie gelangte das Rittergut nun in den Besitz der Familie Koch, die die letzten Eigentümer waren? Wieso stand es überhaupt zum Verkauf?

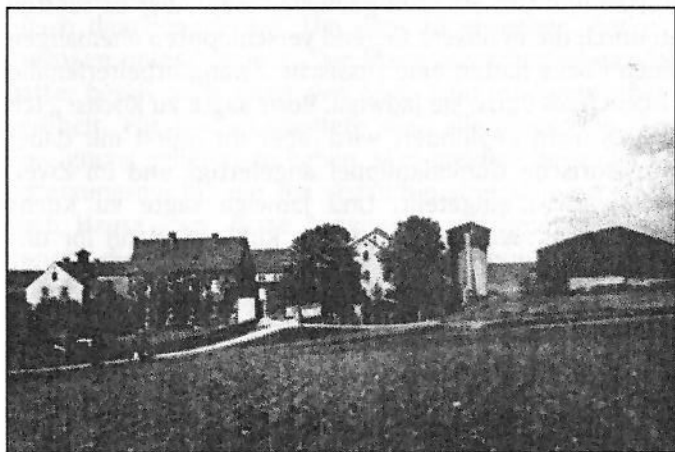
Der einzige Sohn der Familie Heinig war im ersten Weltkrieg gefallen. Da es nun keinen Erben mehr gab, sahen die Besitzer vielleicht keinen Sinn mehr darin, das Anwesen weiterzuführen. Der Vater des späteren Besitzers, Emil Koch, besaß eine Trikotagenfabrik in Taura bei Burgstädt, und nicht alle seine Kinder konnten in die elterliche Fabrik einsteigen. Einige zwar schon, einige wurden ausgezahlt, und seinem Sohn Gerhard kaufte er das Rittergut in Bräunsdorf. Aber nicht, dass dieser sich nun als Gutsbesitzer von Vaters Gnaden selbstzufrieden zurückgelehnt hätte. Jetzt stand er vor der Aufgabe, den Hof wieder auf Vordermann zu bringen. Jedes Jahr musste er Rechenschaft ablegen über die finanzielle Entwicklung des Gutes. Im Erbvertrag stand u.a. folgender Satz: „Gerhard hat jedes Jahr ein Schwein mit vier Zentnern zu schlachten, zu diesem Schlachtfest seine Geschwister mit ihren Familien einzuladen und die Wurst zu verteilen.“ Der Gedanke dabei war, den familiären Zusammenhalt zu fördern. Der Fleischer soll immer guten Durst gehabt haben.

Von Jahr zu Jahr erholte sich das Gut wieder und entwickelte sich zu einem blühenden Landwirtschaftsbetrieb, der seinem Besitzer, wie könnte es auch anders sein, auch seinen bescheidenen Wohlstand brachte. Es wurde auch Land in Pleißa hinzugepachtet, wo fast ausschließlich Jungvieh gehalten wurde. Aber nicht nur der Besitzer hatte sein Gutes, sondern auch mancher im Ort. So stellten Kochs, entgegen späteren Darstellungen, Land für Kleingärten zur Verfügung. Es sind die Gärten am Hopfenweg, oder „Hoppen“, wie wir Bräunsdorfer sagen. Auf einer Flurkarte von 1936 kann man es erkennen. Lediglich ein paar Gärten unterhalb der heutigen beiden neuen Eigenheime sind erst nach dem Krieg entstanden aus einem Teil des enteigneten Landes. Alle diese Gärten existieren heute noch.

Damals, zu Kochs Zeiten, betrug die monatliche Pacht je nach Größe des Gartens zwei bis drei Reichsmark. Die Kinder einer dieser Pächterfamilien, so wurde mir berichtet, stritten sich darum, wer die Pacht zu Kochs bringen durfte, weil es dort jedesmal eine Süßigkeit oder sonst etwas zum Knabbern gab. Es handelte sich um die Familie Ittner, und ihr Sohn Manfred, der heute in Burgstädt wohnt, erzählte mir: „Kochs hatten da eine Kristallschale stehen, und wenn wir die Pacht brachten, guckten wir immer ganz gespannt, ob er dort auch was für uns rausnimmt.“ Ein anderer ehemaliger Bräunsdorfer, Wittig Werner, berichtete mir, dass Kochs für einkommensschwache, kinderreiche Familien unentgeltlich Ackerland für den Kartoffelanbau zur Verfügung stellten. Das Legen der Kartoffeln wurde vom Rittergut mit erledigt, Pflege der Zeilen und die Ernte war Aufgabe der Familien. Manche ernteten 10-15 Zentner, was die Familienkasse spürbar entlastete. Diese Hilfen mussten Kochs nach Beginn des Zweiten Weltkrieges und der gleichzeitig eingeführten Zwangsbewirtschaftung einstellen.

In Bräunsdorf gab es damals schon einen Kindergarten. Frau Koch lud die Kinder immer mal zu sich ein. Kein Wunder, sie war ja von Beruf Lehrerin, und sie mochte den Umgang mit Kindern. Sie stammte aus Limbach, von der heutigen Sachsenstraße. Der Wald, den wir heute als den Kindergartenwald kennen, und wo Generationen von Kindergartenkindern gespielt haben und herumgetollt sind, wurde einst von Koch angepflanzt.

1936 ließ Gerhard Koch den bis dahin auf dem Kirchboden im Dornröschenschlaf befindlichen, arg ramponierten Flügelaltar für 1000 RM renovieren. Da es noch ein Altar aus vorreformatorischer Zeit war, konnte sich der damalige Pfarrer für die geplante Aufstellung nicht so recht begeistern, aber auch gegen Koch nicht durchsetzen.



Kochs hatten auch etliche Beschäftigte, und einer war der Hofmeister, Oskar Naumann. Als Hofmeister konnte er es sich sogar erlauben, den ältesten Sohn, Karl, ordentlich heranzunehmen. Das heißt, Karl bekam des öfteren

eine gehörige Kopfnuss verpasst. „... und die taten weh“, sagte mir Karl. „Und der hatte immer was für mich zu tun, und wenn ich Säcke zusammenlegen musste.“ „Wo steckt denn der Wanst schon wieder?“, hörte er ihn öfters rufen. Oft versteckte sich Karl in der Scheune und beobachtete durch ein Astloch, wie der Hofmeister nach ihm suchte. Er war ja auch noch ein Kind, 1945 gerade mal 11 Jahre alt.

Aber es kamen auch andere, schwere Zeiten, die ein vom Zaun gebrochener Wahnsinnskrieg mit sich brachte, weil anfängliche Blitzsiege bei den damals Mächtigen Höhenflüge hervorriefen, deren Folgen die Bevölkerung bis zur Neige auszukosten hatte. Eine dieser Folgen war, dass es nicht mehr genug Nahrungsmittel gab.

Hier halfen Kochs, das Größte abzuwenden, indem sie im Rahmen der Möglichkeiten dafür sorgten, dass es im Ort mehr als über das „übliche“ Maß hinaus zu essen gab. So wurde ein großer Teil ihrer Erzeugnisse über ein Lebensmittelgeschäft im Ort verkauft. Einmal machten sie durch Aushang bekannt, dass sich jede Familie bei ihnen zwei Zentner Kartoffeln holen kann.

Wie viele andere auch, musste auch das Rittergut einen Teil seiner Pferde abgeben, weil sie an der Front gebraucht wurden. Als Ersatz gab es zwei italienische Ochsen und russische Pferde. Letztere waren allerdings kaum zu gebrauchen, weil sie kleiner als unsere Pferde und außerdem total ausgemergelt waren.

Endlich ging der unselige Krieg vorüber, und viele waren froh, dass sie noch lebten und dass ihnen Hab und Gut erhalten geblieben war. Aber es setzten auch die Plünderungen durch die in unsere Gegend verschleppten ehemaligen Zwangsarbeiter ein. Auch Kochs hatten eine russische Zwangsarbeiterfamilie mit vier Kindern. Der Mann hieß Boris, sie Jadwiga. Boris sagte zu Kochs: „Ich Sorge dafür, dass bei euch nicht geplündert wird, aber ihr müsst mir dabei helfen.“ Es wurden provisorische Gummiknäppel angefertigt und im Zwei-Stunden-Rhythmus Nachtwachen eingeteilt. Und Jadwiga sagte zu Kochs Tochter Anneliese: „Annaliesa, wenn wir wieder in Rußland, dann ihr uns besuchen.“ Aber auch diese Familie ist abgeholt worden. Ihr Landesvater war wohl nicht so recht glücklich darüber, dass einige seiner Untertanen in Deutschland waren, unter welchen Verhältnissen auch immer.

Und nun setzte auch die Justiz der Sieger ein, die u.a. besagte, dass Großgrundbesitz über 100 ha zu enteignen sei, was unter dem Begriff „Bodenreform“ in die Geschichte einging.

„Junkerland in Bauernhand“ war damals die Losung. Kochs hatten aber nur 64 ha, so dass sie eigentlich gar nicht hätten enteignet werden können. Es wird wohl niemals ganz herausgefunden werden können, warum man es trotzdem wollte. Aber dazu musste man einen Grund finden, und man fand ihn auch:

1941 fand im Gemeindewald, unweit des Sonnenbades, eine Hinrichtung statt. Ein polnischer Zwangsarbeiter, der sich mit einem hiesigen Mädchen angefreundet hatte, sollte für diese „Schandtat“ gehängt werden. Wieso nun der Kreisbauernführer und nicht ein Richter das Todesurteil zu verlesen hatte, wird ein Rätsel bleiben, wie so vieles aus dieser Zeit. Aber der Kreisbauernführer war verhindert, und so war Koch als sein Stellvertreter in der Pflicht, und wir alle wissen, wie wenig Entscheidungsspielraum der Einzelne in einer Diktatur hat. Hätte er sich geweigert, hätte man ihn wohl gleich danebengehängt. Um dem zu entgehen, hat er sich den damaligen Zwängen untergeordnet. Der Mann aus Oberfrohna, der den Galgen gebaut hatte, besaß auch nicht den Mut, nein zu sagen. Ihm hat das aber keiner verübelt. Für Koch bedeutete dies allerdings, die Handhabe zur späteren Enteignung geliefert zu haben. Man meldete ihn zunächst der amerikanischen Besatzungsmacht, die ihn daraufhin drei Monate einsperrte. Als er wieder nach Hause kam, hatte inzwischen die Besatzungsmacht gewechselt. Nun konnte die Enteignung durchgeführt werden. Kochs bekamen Anweisung, innerhalb von sechs Stunden den Kreis zu verlassen. Sie konnten nicht einmal ihre nächsten Angehörigen in Taura anrufen, da die Telefonverbindung unterbrochen worden war. So bat Frau Koch einen Mann aus dem Ort, nach Taura zu fahren und Bescheid zu sagen, dass sie dort Unterkunft suchen, worauf sich dieser Mann auch umgehend auf's Fahrrad schwang. Zum Glück lag Taura damals im Kreis Rochlitz.

Sie kamen in der Wohnung der Eltern von Gerhard Koch, im Georgenhof, unter. Dieses Haus steht neben der Kochschen Fabrik. Der Schriftzug „Georghof“ ist heute noch zu lesen.

Hier verdient eine Tat besonders hervorgehoben zu werden: Als Kochs nun die zweite Nacht bei ihren Verwandten verbrachten, hörten sie draußen vorm Haus auf einmal Geräusche, die ihnen zunächst Angst und Schrecken einjagten, befürchteten sie doch, nun doch noch abgeholt zu werden. Aber es war ganz anders. Ein treuer Mitarbeiter hatte heimlich ein Pferdegespann mit Lebensnotwendigem, etwas Hausrat, Lebensmitteln und auch einigen wenigen Erinnerungsstücken beladen und nach Taura gefahren. Wie er das gemacht hat, dass das niemand merkt, wird sein Geheimnis geblieben sein. Dass er dabei sein Leben riskiert hat, steht wohl außer Zweifel.

Aber es war noch nicht genug. Die Sowjets holten Herrn Koch immer wieder zu Zwangsarbeiten ab, und jedesmal wusste niemand, wo er war. Als er wieder einmal nach Hause kam, hatte er seine Entscheidung getroffen. Er sagte zu den Seinen: „Wir müssen hier weg. Wenn die mich noch einmal holen, überlebe ich das nicht.“ Auch hatte ein Tauraer Bürger, ein aufrechter Kommunist, Kochs informiert, dass er schon wieder geholt werden solle. Noch am selben Abend ging Koch nach dem Westen. Am nächsten Tag wäre es schon zu spät gewesen, da standen sie an der Tür.

Aber wohin sollte er sich wenden? Hier kam ihm ein Umstand zu Hilfe: Kochs hatten immer junge Leute in der Ausbildung auf dem Gut, und ihr erster Lehrling wohnte in Unterfranken, es war der vielen Bräunsdorfern bekannte Rudolf Kummer aus Chemnitz. Dort fanden Kochs gute Aufnahme. Es konnte natürlich nur eine Übergangslösung sein. Sie haben dann dort ein Gut gepachtet. Das konnten sie aber nur unter der Bedingung, dass sie keinen Wohnraum beanspruchen, denn auch dort war Wohnraum knapp. So zogen sie, obwohl sie die Pächter waren, ins Waschhaus. Als Starthilfe bekamen Kochs von eben diesem ersten Lehrling eine Kuh, obwohl er selber nur drei hatte, einen von seinen Wagen, ein Fuder Heu und ein Fuder Stroh. Die Familie lebte dort unter erbärmlichen Verhältnissen. Sie gaben nach neun Jahren die Pachtung auf.

Gunter Sieber

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe des „Heimatblatt Bräunsdorf“)